

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 22-23

Artikel: Ein Besuch des Edmondo von Amicis bei Aules Verne
Autor: Meissner, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575218>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ich ihm auf die Schulter und sagte: „Na, mein guter Alter, heut' kann so was doch nicht mehr vorkommen!“ Der aber erwiderte, nachdem er zuvor unglaublich den Kopf geschüttelt: „Das hat mir vor einigen Jahren der Herr Landammann, der mich wegen der Koch-Geschichte ausgefragt hat, auch gesagt. Und da hab ich gefragt: Herr Landammann, nichts für ungut, aber ich glaubs nicht. Wenn heute, hab' ich ihm gesagt, ein armer, „wüechter Bue“ und ein schön, jung Maitli vor Gericht müssen, so geschieht gerad das Nämliche. Sie lassen das schön jung Maitli laufen — und der arm wüechter Bueb wird eingesperrt“.

Daß ein unschuldig Gefolterter die gute, alte Zeit, die ihm doch so arg mitgespielt, gegen die neue, aufgeklärte, humane Verteidigen würde, hatte ich mir allerdings nicht träumen lassen. Ich sagte mir, da wird ein Mann mit Grausen an jene schrecklichen Tage zurückdenken, und Gott loben und preisen, daß es ihm vergönnt war, eine bessere, mildere, menschenfreundlichere, dem Armen und Unterdrückten hilfreichere Zeit erleben zu dürfen. Bewahre, nichts von alledem! Und da frage ich mich denn: Beruht unsere moderne Entrüstung über die Härten und Roheiten der Sitten und Gesetze vergangener Zeiten — ganz abgesehen von der fadens und sentimental Gefühlsduselei der Gegenwartisverhimmeln — nicht auch zum guten Teil auf Unkenntnis der damaligen kulturellen Verhältnisse, auf unserer Neigung, kurz zu vergessen, daß zu anderen Zeiten auch andere Menschen lebten!

Keine Minute länger hätte ich es in Mazenauers Faßlentube ausgehalten. Mir wurde ganz elend, der Angstschweiß nähzte die Stirne und in meinem Magen rumorte es

wie damals, als ich die erste Cigarre verpufft. Also rasch adieu gesagt, der alten Frau noch sachte die weiße Hand gedrückt und dann hinaus an die Luft.

Draußen zeigte mir der Alte noch seinen Portalschmuck: ein altes, vermodertes Stück einer Holzstukatur von einer verfallenen Kapelle und daneben, an die Bretterwand genagelt, mit dem „Helgen“ nach Außen — ein Cigarrenkistendeckel! Ich war schon am Fuße des Hügels und hörte noch immer des alten Mazenauers „Vergelt's Gott“.

Seine Jugendtragödie aber und den Gang in die „Wäbern“ erzählte ich kurz darauf den Lesern einer großen Tageszeitung*, der ich über allerlei aus den Appenzeller Bergen berichtete. Ich erwähnte auch noch, daß es dem Alten recht schlecht gehe, daß er ein armer Teufel sei und daß er für die 150 Tage in der Kiste mit Folterzulage keinen roten Heller Entschädigung bekommen. Es wurde ihm bloß gütigst erlaubt, sein „Trostgeld“ zu erbetteln. Kurz, ich habe wohl ziemlich deutlich durchblicken lassen, wie dem Manne geholfen werden könnte — denn die milden Gaben flossen reichlich. Wie groß die Not war, wie rechtzeitig die unerwartete Hülfe kam, wie viel Freude und Glück auf einmal in die niedrige Berghütte einzog, dies und anderes bezeugten die rührenden Dankesbriefe der Tochter. Und eines dieser Dankesbriefe fand ich zufällig wieder, als ich unter der Blutbuche in meinem Garten so schlimme Dinge über die Zeitungen in Schönbachs Buch „Über Leben und Bildung“ gelesen.

Die alte, paralytische Lebensgefährtin Mazenauers ist inzwischen von ihrem Leiden erlöst worden. Das bisschen späte Wohlfahrt hat sie aber noch erlebt. Wer weiß, ob sie nicht ein gutes Wort für die bösen Zeitungsschreiber eingelegt!

Ein Besuch des Edmondo von Amicis bei Jules Verne.

Aus dessen neulich erschienenen Memoiren**).

Ehrreich und unterhaltend ist es, hervorragende Schriftsteller in ihrer Häuslichkeit beobachten zu können, ihre Persönlichkeit, ihr Neueres, ihre Lebensgewohnheiten kennen zu lernen. Wenn dann eine solche Schilderung uns von der Hand eines anderen Autors geboten wird, gewinnt sie besonders an Interesse. G. von Amicis ist den Freunden der modernen italienischen

Litteratur längst bekannt durch seine so lebendigen, poetischen und geistvollen Darstellungen der Länder, die er bereist hat; seine Bücher über Holland, Spanien, Marokko und Konstantinopel gehören zu dem Anziehendsten, was die Reise-litteratur darbietet; wenn man auch das Ueberschwängliche mit in den Kauf nehmen muß, das ihm vorgeworfen wird,

*) In den „Basler Nachrichten“, im Oktober 1897.

**) Edmondo di Amicis Memorie. Milano 1900.



Gedekte Schützenlinie.



Schweizerische Dragoner auf dem Marsche.

unjurerer Ansicht nach mit Unrecht, weil es den Genuß der Lektüre nicht zu schmälern vermag.

Einem größeren Publikum ist dagegen der Franzose Jules Verne viel bekannter, schon darum, weil seine Werke in viele Sprachen übersetzt worden sind. Seine Reisen in fremde Länder und Welten haben allenthalben begeisterte Leser gefunden, bei Jung und Alt, wegen der geschickten Art, mit der er seine Darstellung anziehend und belehrend zu gestalten weiß, anziehend durch die überraschenden Abenteuer, welche er vorführt, belehrend durch die den Wissenschaften entnommenen, geographischen, ethnographischen, physischen, chemischen Zugaben, welche er in so natürlicher, lebendiger und anregender Weise behandelt, daß der Leser niemals ermüdet, niemals veranlaßt wird, diese Seiten etwa zu überspringen, kurz, des didaktischen Charakters derselben nicht bewußt wird.

In seinen Denkwürdigkeiten erzählt nun Amicis einen Besuch, den er Jules Verne gemacht hat, und wir glauben, daß es manchen Freude bereiten wird, dieses Kapitel kennen zu lernen, das im Jahre 1895 geschrieben worden ist.

Wir besuchten Verne in Amiens, wo er das ganze Jahr weilt, nach zweieinhalbstündiger Eisenbahnfahrt von Paris aus. Ein von ihm meinem guten Freunde Caponi geschriebener Brief versicherte mich, daß ich eine mehr als höfliche Aufnahme finden würde, und diese Versicherung machte meinen längst gehegten Wunsch nur um so lebendiger, sowie denjenigen der zwei lieben Jungen, die mich begleiteten, den befreundeten und geliebten Verfasser der außerordentlichen Reisen persönlich kennen zu lernen, welcher uns durchaus unbekannt war, da wir nur einmal ein photographisches Bildnis von ihm gesehen hatten. Natürlich sprachen wir unterwegs von dem eigentümlichen Falle, daß ein lebender und so berühmter französischer Schriftsteller seinen Lesern so wenig bekannt sei, während man doch vom Charakter und Lebensgang aller andern weitläufige, ausführliche und sogar indirekte Nachrichten besitzt, wie von Königen und Kaiser; so ward unsere Neugierde noch durch dieses Geheimnis vergrößert.

Wir klopften an die Thüre einer Art Villa an, welche am Eingang einer einsamen Straße in einem vornehmen Quartier lag und unbewohnt schien. Eine Frau öffnete uns, ließ uns ein Gäßchen durchschreiten und in ein geräumiges, helles Zimmer ebener Erde eintreten; und sogleich erschien Jules Verne mit lächelndem Gesicht, uns die Hände entgegenstreckend.

Wenn man mir aufgegeben hätte, seinen Stand zu erraten, so würde ich gesagt haben, das ist ein pensionierter General, oder ein Professor der Physik und Mathematik, oder ein Abteilungschef im Ministerium, kein Künstler. Man sieht ihm die achtzig Jahre, denen er entgegengeht, nicht an; er hat ungefähr Verdis Gestalt, ernste und gutmütige Gesichtszüge, keine künstlerhafte Lebhaftigkeit im Blick und in den Worten, sein Benehmen ist natürlich, er macht den Eindruck einer großen Offenherzigkeit. Seine Redeweise, seine Geberden, seine Kleidung sind die eines Menschen, der durchaus nicht posieren will. Nach dem Vergnügen, ihn zu sehen, war meine erste Empfindung Verblüffung. Außer der Herzengüte und Freundlichkeit des Vernehmens fand ich keine Ähnlichkeit heraus zwischen Verne, der vor mir stand, und demjenigen, den ich mir vorgestellt hatte. Und es fielen mir die Worte wieder ein, die einer meiner Freunde in Turin halb im Scherz und halb im Ernst gesagt hatte: „Sie wollen Jules Verne besuchen? Wenn aber Jules Verne nicht existiert? Sie wissen nicht, daß die „außerordentlichen Reisen“ von einer Gesellschaft von Schriftstellern herrühren, welche einen erfundenen Kollektivnamen angenommen haben?“ Mein Erstaunen nahm noch zu, als er dazu gebracht wurde, von seinen Werken zu sprechen, und dieses in ganz zerstreuter Weise that, wie wenn man von den Werken eines andern gesprochen, oder von einer Bilders- oder Münzammlung, die er gekauft hätte. Mehrere Male versuchte er das Gespräch von sich selbst abzulenken, um es in artiger Weise auf eine andere Person zu leiten, und da es ihm nicht gelang, es mit einem freundlichen Blicke auf seine zwei jungen Besucher ganz fallen zu lassen. Schließlich wurde er aber auf eine direkte Anfrage hin genötigt, über seine Art zu dichten

und zu schreiben Auskunft zu geben, und das that er in wenigen Worten mit einer großen Bescheidenheit.

Ganz im Gegensatz zu meiner Vermutung macht er keine Nachforschungen über sein Land, nach dem er die Personen und Geschehnisse des Romans erdacht hat, die er darin vorführen will: er liest zuerst zahlreiche historische und geographische Bücher; die Personen, die Hauptereignisse und die Episoden des Romanes erstehen in seinem Geiste, während der Lektüre, und werden ihm durch die Lektüre selbst eingegeben. Was die mannigfaltigen wissenschaftlichen, in seinen Romanen reichlich eingestreuten Angaben aus der Physik, Chemie, Astronomie

Länder zurück, außer wenn es durchaus notwendig ist, und so rasch als möglich. Manche Gegenden bleiben ihm übrig und er hat schon die Romane in Aussicht, die er noch schreiben muß, um das ihm vorschwebende Bild vollständig zu machen. — Werde ich Zeit dazu haben? — sagte er lächelnd. Ich hoffe es, wie wir alle hoffen, und unterdessen verliert er keinen Tag. Er schreibt in der Regel zwei Romane im Jahr, gibt aber nur einen derselben in die Druckerei, damit die Veröffentlichungen sich nicht anhäufen; so hat er stets einige im Pulte, die warten. Fast jeden Abend begibt er sich um acht Uhr zur Ruhe; am Morgen um vier Uhr ist er schon auf,



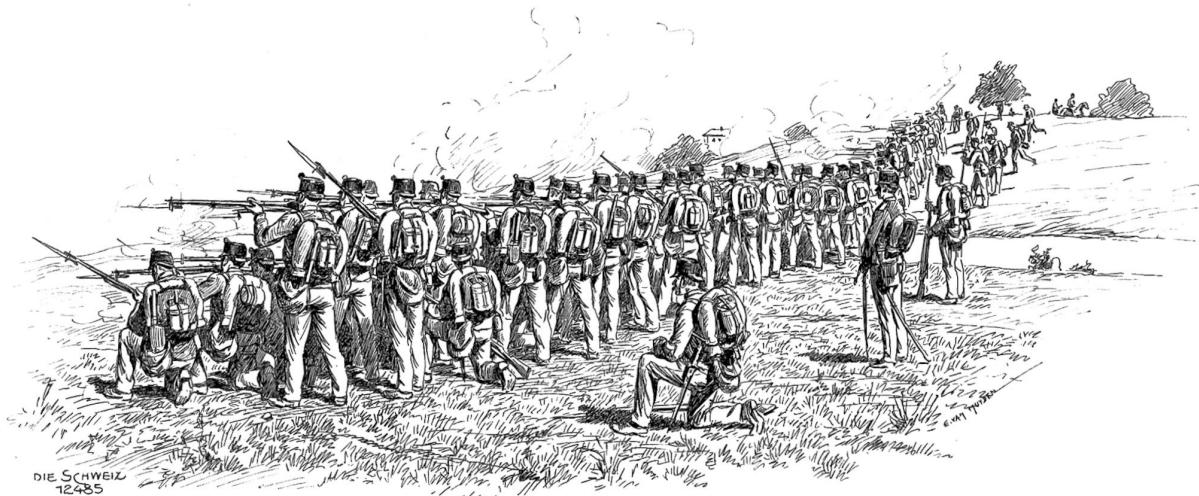
Schweizerischer Guide.

und Naturgeschichte betrifft, so braucht er sie nicht mehr aus den wissenschaftlichen Werken mühsam zusammenzusuchen, die von frühesten Jugend an seine Lieblingslektüre waren, weil er sie entweder im Kopfe hat oder sie in einer umfangreichen Sammlung findet, die er fortführt und unaufhörlich Büchern, Revuen und Zeitungen entnimmt, wobei er nichts übergeht, das auf Reisen, Entdeckungen, Phänomene, auf eigenartige Ereignisse und Personen Bezug hat. Und was die Auswahl der Länder betrifft, welche der Schauplatz seiner Romane sein sollen, so wird er nur durch einen Entwurf geleitet, den er schon längst ersonnen hat. Nachdem er sich vorgenommen hat, in seinen „außerordentlichen Reisen“ die ganze Erde zu beschreiben, geht er von einer Gegend zur andern, einer vorher festgesetzten Reihenfolge gemäß, kehrt nicht auf schon besprochene

und arbeitet bis Mittag. Das thut er stets, ausgenommen wenn er reist, und so wird er zu thun fortfahren, so lange er kann. Ich muß arbeiten, so schloß er. Die Arbeit ist für mich gleichsam eine Lebensfunktion geworden. Wenn ich nicht arbeite, so kommt es mir vor, als ob ich nicht lebe.

In diesem Augenblick hatte ich eine angenehme Überraschung: es erschien Frau Verne. Stellt euch einen runden rostigen Kopf vor, zwei große, klare Augen, die immer lächeln, und einen jugendlichen Mund, voll Güte und Sanftmut, fügt dem schlichten Auftreten ihres Gemahls Lebhaftigkeit und Anmut, seiner herzlichen Freimütigkeit eine natürliche Aufrichtigkeit im Reden und Denken hinzu, so wird das Portrait vollkommen sein.

Sie sprach über Italien, erwähnte die festlichen, ihrem



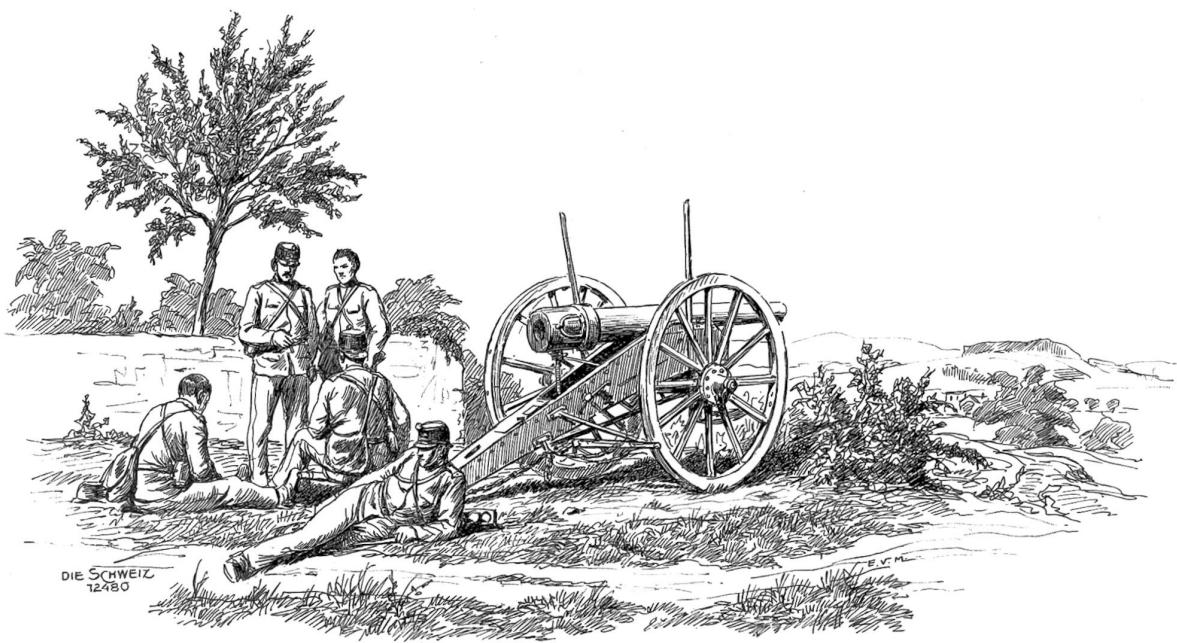
Magazinfeuer auf Kavallerie. Originalzeichnung von G. van Muyden.

Gemahle gebrachten Huldigungen, ganz besonders in Venetien. — Wissen Sie, — sagte sie, daß man die Vorderseite des Gasthauses illuminiert und auf der Terrasse seinen Namen mit Lichtflammen dargestellt hat? — Weiterhin erzählte sie von einem artigen Herrn, der sie in Neapel besucht hatte, um ihr seine Bewunderung auszudrücken, ohne sich zu nennen, und daß er sich nachher als ein österreichischer Erzherzog offenbarte, als er ihr von Wien aus eines seiner splendiden Reichtumswerke überschickte. Und das sagte sie mit einem Ausdruck von Freude. Und dieselbe Bewußtlosigkeit seines Ruhmes zeigte Verne, als er mich unverstehends fragte: Wissen Sie, daß meine Bücher in viele Sprachen sind überetzt worden? Frau Verne teilte mir noch mit, daß ihr Mann seit einigen Jahren Gemeinderat von Amiens sei, und daß er sein Amt mit großem Eifer versehe. Und er selbst kehrte mehrere Male auf die That- sache zurück und zeigte so, daß er lieber von Verwaltung, als von Literatur spreche. Indessen äußerte die Frau den Zweifel, daß er bei den nächsten Wahlen wiedergewählt würde, und als ich sie staunend fragte, warum sie daran zweifle, antwortete sie leise und ein ernstes Gesicht machend: Die demokratische Flut, ça monte, ça monte partout. — Dann schilderten mir beide die ungestörte Ruhe ihres Lebens in der Provinz. Es genügt, zu erwähnen, daß sie seit acht Jahren, weder er noch sie, nach Paris gegangen sind. Ihre größte Belustigung ist,

zweimal in der Woche in die Komödie oder in die Oper zu gehen, und an diesen außerordentlichen Abenden speisen sie, um ihre Freude zu steigern, in einem Gasthause, dem Theater gegenüber, mit einander, wie zwei Neubermählte auf der Hochzeitsreise.

Die „hygienischen“ Spaziergänge, die wenigen Besuche, die Haushälfte, die literarische Arbeit und die Lektüre, alles verrichten sie jeden Tag zu bestimmter Stunde, wie nach einem Reglemente. Wer würde sich je vorgestellt haben, daß in solcher Weise derjenige lebe, der so viele wunderbare Dinge erfunden, so manche sonderbare Persönlichkeiten von ungeordnetem und sturm bewegtem Lebenslaufe, die wie Schwalben von Land zu Land fliegen, auf der Suche nach unerwarteten Ereignissen und wilden Gemütsbewegungen?

Allein um die Herzengüte und um die Herzenseinfalt dieser beiden Leute vollständig zu kennen und einen Begriff zu geben von dem ruhigen und gleichmäßigen Leben, das sie führen, in welchem die kleinste, ungewöhnliche Sache Gegenstand der Neugierde und des Gespräches wird, muß ich eine kleine Episode aus unserer Unterhaltung erwähnen, welche in einem Lustspiel die beste Wirkung hervorbringen könnte. Nachdem sie mich sehr höflich getadelt hatten, daß ich am Morgen nicht zum Frühstück zu ihnen gekommen sei, fragten sie mich, in welches Gasthaus ich gegangen. Ich bestinne mich weder auf



Feldgeschütz.



den Namen desselben, noch auf die Straße. — Laßt uns sehen, welche Straße schlügen Sie ein, als Sie den Bahnhof verließen? — Ich wählte die und die Straße, gelangte auf einen Platz, und wandte mich links. — Nun nannten Sie mir verschiedene Restaurationen, ihre Wushängeschilder, irgend eine Eigentümlichkeit dieser Lokale; nichts paßte. — Und doch . . . eine derselben muß es sein; welche denn? Und Sie besprachen sich darüber, es konnte die eine, es konnte die andere sein; vielleicht entfinne ich mich irgend eines Umstandes nicht. — Sind Sie ganz sicher, links gegangen zu sein? — Sehr sicher. — Und wie lange sind Sie ungefähr gegangen? Sah das Wirtshaus vorne ungefähr so und so aus? Sie sind in einen großen Saal im ersten Stocke hinaufgestiegen, haben Sie gesagt? — Ja, aber meine Angaben stimmen nicht. Sie mühten sich ab, wie an einem Nebus. Sie wollten um jeden Preis die Sache herauskriegen. Vielleicht haben wir uns über den Ausgangspunkt nicht verstanden. — Wie war aber der Platz, von dem Sie ausgegangen sind? Erinnern Sie sich an etwas Besonderes? — Und das Gespräch fuhr in dieser Weise ohne Erfolg fort, zu ihrem sichtlichen Verdrusse. — Oh, schließlich — sagte Verne, — wenn Sie ihn sehen, so würden Sie ihn wiedererkennen, nicht wahr? — Ohne Zweifel. — Nun denn,

wir werden zusammen ausgehen, durch besagte Straße wandeln, und dann werden Sie uns zurecht weisen. Und so, fügte die Dame hinzu, wird dieses Geheimnis aufgeklärt werden. — Über den Ausdruck der Herzensgüte, mit dem Sie hier alles besprachen, den kann ich nicht wiedergeben, Sie glichen einem Vater und einer Mutter, wenn Sie ihr Söhnlein über alle Einzelheiten seiner ersten Reise befragten, um mit ihm alle Momente wieder durchzuleben, die er in der Ferne zugebracht. Ein Monat des Zusammenlebens mit Ihnen hätte mich nicht so tief eindringen lassen in Ihr Gemüt, und mich nicht so innig mit Ihnen befreundet, als es diese kurze Unterhaltung gethan.

Verne wollte, daß wir das ganze Haus besichtigt. Wir stiegen in das erste Stockwerk. Da herrschte überall eine strenge und einfache Eleganz, nirgends Luxus. Eigentümlich ist sein Studierzimmer, zugleich Studier- und Schlafzimmer, sehr klein, eine Art Schiffskapitänskajüte. In einer Ecke an einem großen Fenster steht ein großer Schreibtisch, mit grünem Tuche überzogen, mit Büchern und Karten in symmetrischer Ordnung bedeckt; in der gegenüberliegenden Ecke steht ein kleines Feldbett, schmal und sehr niedrig, schmucklos, das einem Studenten als zu bescheiden vorkäme. In diesem gleichsam soldatischen Lager (branda eigentlich Hängematte) ruht Jules Verne, ich weiß nicht seit wie viel Jahren, gleich nach Sonnenuntergang bis zur ersten Stunde des Tages, Sommer und Winter. Das sonnenhelle Zimmer hat Aussicht auf eine große einsame Straße und man erblickt die Turmspitzen des berühmten Domes. Auf dem Tische lagen einige Manuskripte, die ich neugierig betrachtete: Blätter, bedeckt von eng geschriebenen Linien in ganz kleiner, aber regelmäßiger und fester Schrift mit wenig Korrekturen.

Nun unterhielt mich die Hausfrau einige Minuten lang, während meine Jungen mit Verne in die Bibliothek traten, und sie ergriff die Gelegenheit, mir mit leiser Stimme in ihrer natürlich freundlichen Weise eine Empfehlung zu machen, die mich rührte. — Wollen Sie, mein Herr, meinem Mann gefälligst zusprechen, daß er mehr auf seine Gesundheit achtet. Er arbeitet zu viel. Er sitzt immer, immer am Tische. Ich fürchte, daß er sich schadet. Ich lebe nicht ruhig. — Und ich vernahm von ihr, daß Vernes Gesundheit voriges Jahr durch einen traurigen Vorfall war erschüttert worden: ein geistesfrank gewordener Neffe hatte ihn ohne allen Grund überfallen und mit einem Pistolenblow am Bein verwundet, worauf er lange Zeit frank lag. Nach diesem Vorfall verkaufte er die hübsche Yacht, auf der er nach Italien gefahren war, indem er dachte, daß die Notwendigkeit eines ruhigen Lebens ihm nicht erlauben würde, neue Seereisen zu unternehmen.

Im geräumigen und hellen Nebenzimmer war eine reiche Sammlung von Reisebüchern, wissenschaftlichen Werken und Landkarten. Auf einem Gestell stehen die Übersetzungen der Bücher Vernes, hundert Bände in allen Formaten und Sprachen, nicht europäischen allein, denn unter andern, zeigte er uns eine arabische und eine japanische Übersetzung. Darauf führte er uns vor einen anderen Bücherschrank, wo er uns die Sammlung aller seiner französischen Werke zeigte. Achtzig Bände, sagte er lächelnd, den Kopf schüttelnd, wie wenn er gesagt hätte: achtzig Jahre! — Sie waren nach dem Datum aufgestellt und füllten ein langes Gestell aus, eine lange, bunte glänzende, ruhmvolle Reihe. Wie viele Erinnerungen stürmten auf mich ein beim Anblieke aller dieser Bücher, die ich in meiner frühesten Jugend mit solcher Wonne gelesen und im reisen Alter so oft wieder hervorgesucht, um den müden oder traurigen Geist wieder aufzurichten. Welche liebe Erinnerungen an Reisepläne, an sonderbare Träumerien, an gewaltige Wälder, Wüstenmeere und Ozeane, Eis- und Feuerberge, geheimnisvolle Einöden und furchtbare Abgründe. Ich sah im Geist geheimnisvolle und furchtbare Erscheinungen, Erfinder unerbarer Maschinen und Entdecker unbekannter Welten, heroische Opfer riesenhafter Kämpfe mit der Natur; und hinter ihnen erblickte ich komische Gestalten aller Länder . . .

Lebrigens, sehen Sie, diese große Verbreitung meiner Bücher verbanke ich großteils dem Umstand, daß beim Schreiben ich mir stets vorgenommen habe, sogar auf Kosten der künstvollen Darstellung, mich nie zu einer Seite noch zu einem Sache hinreihen zu lassen, den die Kinder nicht lesen dürfen, für welche ich geschrieben — und die ich lieb habe.

Ich bat ihn um ein Bildnis. Seine Frau machte ihm bemerklich, daß er das Datum vergessen, und ich bat ihn, es

zu schreiben, um noch sein Autograph zu besitzen; er schrieb es nieder und lachte dazu. Dann gingen wir alle aus, und von diesem Augenblicke an war Jules Verne nur noch der Gemeinderat von Amiens. Nachdem er mich in der Nähe seines Hauses einen Reiterzirkus, der Gemeindeeigentum ist und als Versammlungslokal und Festsaal dient, hatte sehen lassen, gab er mir Aufschluß über Gemeindebauten, Schulen und städtische Verhältnisse, befragte mich über Gemeindeverwaltung in Italien und es schien mir, als ob es ihm Spaß mache, zu wissen, daß er mit einem in Ferien befindlichen Stadtrat von Turin spreche; natürlich hütete ich mich wohl, ihm zu sagen, daß meine Ferien ohne Ende seien. Wir wandten nach dem Mittelpunkt der Stadt. Da es Sonntag war, begegneten wir vielen Leuten. Frau Verne blieb hie und da stehen, um mit irgend einem Herrn ihrer Bekanntschaft zu reden, welche sich wunderten, sie zu ungewohnter Stunde auf der Straße zu sehen; darauf holte sie uns laufend wieder ein. Und wenn sie ein wenig mit mir zurückblieb, wiederholte sie die frühere Empfehlung und machte mir die seltenen Geistes- und Herzengaben ihres Mannes namhaft, und zwar mit Nachdruck, wie wenn sie daran zweifelte, ob ich auch recht davon überzeugt sei. — Wenn Sie wüßten, wie gut und großmütig Verne ist! — Ich weiß es, antwortete ich — und sehe, daß es alle wissen. — In der That, so viele ihm begegneten, Männer und Kinder jeden Standes, grüßten ihn ehrerbietig obschon unter denselben vielleicht mehr als ein Wähler sich befand, der beim Grüßen den Schriftsteller vom Gemeinderat zu unterscheiden wußte. Wir gingen zum Stadthause, da ich das Münster schon gesehen hatte, und da zeigte mir Verne die Gemälde Sammlung, wo er als gewissenhafter Rats herr eine Bemerkung niederschrieb, die ich über einen fälschlich dem Dante zugeschriebenen Vers mache, der unter einem modernen Bilde stand. Dann führte er uns in den Sitzungssaal und erzählte uns die Geschichte des Palastes mit vielen administrativen und politischen Einzelheiten. Schließlich, als wir wieder

hinausgingen, sagten beide fast zugleich: — Nun müssen wir die famose Speisewirtschaft aufsuchen. — Und wir machten uns zu dieser Entdeckungsreise auf.

Als ich mitten auf der Straße stehen blieb und sagte: — Da ist sie — schauten sie sich ganz entzückt an. — So, so... — Es ist ja die erste Restauration, die wir nennen! — Man sieht, daß wir uns in Bezug auf die Topographie nicht verstanden haben. Genug, wir haben sie wiedergefunden, das Problem ist gelöst. — Nun müssen wir das Wiederfinden feiern, — fügte Verne hinzu und wollte, daß wir einträten, um Bier zu trinken. Er nahm bloß einen Schluck seiner Gewohnheit gemäß; aber seine Frau trank den ganzen Becher aus und plauderte und scherzte mit kindlicher Fröhlichkeit. — Sie müssen wissen — sagte sie mir, — daß ich seit vier oder fünf Jahren nicht mehr in ein Kaffeehaus gekommen bin. Hier ist es nicht der Brauch, daß die Damen dahin gehen. Es ist ein Ereignis für mich... Und da sie an einem großen Fenster saß, das auf die Straße hinaussah, und jeder auf dem Trottoir vorübergehende, sie erkennend sich wunderte und den Hut abzog, da lachte sie aus vollem Herzen und sagte zu ihrem Manne: — Der und der ist vorüber gekommen. War der erstaunt, mich im Kaffeehaus zu sehen! — Und Verne freute sich auch an der jugendlichen Munterkeit seiner Frau, obwohl kein Scherz aus seinem Munde kam, wie er bisher stets nur wohlwollend gelächelt hatte.

Und in der Halle der Bahnhofstation, wohin sie die Güte hatten, mich zu begleiten, sagte ich, mit welchen Gefühlen ich sie verließe, und welche Erinnerung von diesem Tage ich im Herzen mitnahme; und sicher sagte ich das in funflos aufrichtiger Weise, da ich ihre guten lächelnden Augen von Thränen besucht sah... Und diese zwei lieben Leute sah ich fortwährend vor mir, bis die tausend Gasflammen und das Getöse des Nordbahnhofes in Paris mich wie aus einem schönen Traume aufweckten.

Dr. Fr. Melchner.



Fourage-Wagen.